Radiergummis für Sorgenfalten

Christian Walthers Buch über Robert Gilbert

Ideologen sind humorlos: Das haben schon viele Künstler erlebt, die nichts wollten, als gut zu unterhalten. So war es auch im September 1930, als der Ufa-Film „Die Drei von der Tankstelle“ mit dem Evergreen „Ein Freund, ein guter Freund“ Premiere hatte. Das „Berliner Tageblatt“ lobte ihn als „Radiergummi für Sorgenfalten“. Doch die „Rote Fahne“ der KPD kanzelte ihn ab als „das Gesicht der herrschenden Klasse, die sich in diesem Film, unbekümmert um die ungeheure Not (...) in Deutschland, amüsiert, begeilt, vollfrisst und das Geld mit vollen Händen ausgibt“. Produzent Erich Pommer, Ufa-Komponist Werner Richard Heymann und Chanson-Dichter Robert Gilbert nahmen's gelassen. Ihr Werk war ein Renner.

Über Gilbert ist nun ein spannendes Buch des Berliner Journalisten Christian Walther erschienen – sein zweites und äußerst gelungenes Unterfangen, die vielseitige Persönlichkeit Gilberts vorzustellen. 2016 veröffentlichte Walther seine Dissertation über den 1899 in Friedrichshain geborenen Künstler. Den Text hat er nun zur unterhaltsamen Lektüre überarbeitet und durch zusätzliche Recherchen ergänzt.

Was fasziniert ihn an seinem Protagonisten? Dies bringt der Untertitel des Buches auf den Punkt: „Robert Gilbert – Lieddichter zwischen Schlager und Weltrevolution“. Gilbert schaffte einen Spagat. Er war eine große Nummer im Amüsierbetrieb der Weimarer Republik sowie in der Nachkriegszeit bis zu seinem Tod 1978. Er gehörte zu den begehrtesten Textern für Kabarett und Tonfilm, fast alle Chansons der großen Filmoperetten bis 1933 hat er gedichtet. Es waren „cineastische Antidepressiva in Zeiten wirtschaftlicher Depression“, schreibt Christian Walther – von „Im weißen Rößl“ bis zu „Liebling, mein Herz lässt dich grüßen“.

Doch zugleich stand er lange Zeit dem Kommunismus nahe, schrieb unter anderem von Hanns Eisler vertonte politisch-satirische Couplets und Arbeiterkampflieder, so „Das Stempellied“ oder Antikriegstexte wie „Die Ballade von der

Es jrünt so jrün. *Audrey Hepburn in „My Fair Lady“.* Foto: Imago images/Mary Evans

Krüppelgarde“. In den letzten Weimarer Jahren lehnte Gilbert jedoch zunehmend den stalinistischen KPD-Kurs ab. Er traf sich mit oppositionellen Linksintellektuellen – vielleicht war sein linker Standpunkt doch gar nicht so weit entfernt von der Poesie seiner Film-Evergreens. Schließlich nimmt er darin mit Augenzwinkern den Alltag der kleinen Leute auf.

Diese Biografie ist eine Annäherung an ein turbulentes, facettenreiches Dichterleben. Wer sie zur Hand nimmt, begleitet Robert Gilbert von Weimar bis zum Nachkriegsdeutschland und taucht in die Kreise von Künstlern und Philosophen ein, mit denen er teils eng befreundet war.

„Deutschland liecht im Dreck ... eia weia weg!“, reimte Gilbert nach Hitlers Machtantritt. Er musste über Österreich und Frankreich in die USA fliehen, konnte aber nach 1945 an die früheren Erfolge anknüpfen. Vor allem als Übersetzer populärer Musicals wie „Hallo Dolly“ oder „Cabaret“ machte er sich nun einen Namen. Bei „My Fair Lady“ hatte er die geniale Idee, die Geschichte des Londoner Blumenmädchens ins Berliner Milieu zu verlegen.

„Es jrünt so jrün, wenn Spaniens Blüten blühen!“ Dieser legendäre Satz stammt aber möglicherweise nicht allein von Gilbert. Dessen erste Frau Elke übersetzte englische Literatur. Das Paar hatte sich in den Fünfzigern getrennt, doch sie half ihm auch danach bei der Übertragung von Musicals. Belege dafür hat Walther erstmals im neuen Buch publiziert. Gilbert hatte die Zusammenarbeit verschwiegen.

Einer seiner ersten Schlager hieß: „Kathrin, Du hast die schönsten Beine von Berlin“. Gedacht hat Gilbert wohl an seine Elke. Die Musik stammt von Friedrich Löwe, der 1924 in die USA auswanderte. 1961 schloss sich der Kreis: Löwe, alias Frederic Loeve, hat auch „My Fair Lady“ komponiert. CHRISTOPH STOLLOWSKY

Foto: Ch. Links Verlag

— Christian Walther: *Ein Freund, ein guter Freund. Robert Gilbert – Lieddichter zwischen Schlager und Weltrevolution. Ch. Links Verlag, Berlin. 368 Seiten, 33 Abbildungen, 30 Euro .*

Nicht unterzukriegen

Jens Bisky erzählt die Geschichte Berlins seit dem Großen Kurfürsten in all ihren Wendungen und Brüchen

VON BERNHARD SCHULZ

Vor genau 100 Jahren wurde Berlin mit zahllosen Umlandgemeinden zu Groß-Berlin vereint und hat, von kleinen Korrekturen abgesehen, seine geografische Gestalt seither bewahrt. Was indessen wie in einem Strudel durcheinandergestürzt ist, ist die Geschichte der Stadt, die politische wie die soziale oder die urbanistische. Noch 50 Jahre früher war Berlin zur Reichshauptstadt aufgestiegen, und für diese gesamten, nunmehr anderthalb Jahrhunderte gilt, dass die Berliner Geschichte zugleich die deutsche Geschichte ist.

Es muss dem Berliner Journalisten Jens Bisky als eine verlockende wie verschreckende Aufgabe erschienen sein, die ganze Geschichte Berlins seit dessen Heraustreten aus bloß regionaler Bedeutung im 17. Jahrhundert unter dem Großen Kurfürsten darzustellen, und jedenfalls hat er sie mit seinem 1000-Seiten-Opus „Berlin. Biographie einer großen Stadt“ bewältigt. So umfassend auch (bei kleinen Auslassungen) das Literaturverzeichnis im Anhang ist, findet sich da kein Buch vergleichbaren Zuschnitts, an dem Bisky sich messen konnte und messen lassen müsste.

Auch wenn Bisky sein Buch als „Biographie“ bezeichnet, hält er zwischen der Scylla des Feuilletons und der Charybdis der Faktenhuberei bemerkenswert sicher Kurs. Als Stilmittel dienen ihm eingestreute Zeitzeugenberichte und erhellende Episoden, die eine Epoche und ihren Charakter anschaulich machen. Das ist nicht neu, hat sich vielmehr in der gegenwärtigen Geschichtsschreibung als Hilfsmittel leichterer Lesbarkeit durchgesetzt; aber Bisky bedient sich seiner zurückhaltend genug, um nicht im Anekdotischen zu landen. 900 Seiten reiner Text sind viel und doch kaum genug, um dem Gang der Geschichte zu folgen.

Berichte von Zeitzeugen machen die Atmosphäre der Zeit fühlbar

„Seinen Aufstieg in die Liga der großen europäischen Hauptstädte verdankt Berlin nicht eigener wirtschaftlicher und politischer Kraft, sondern dem dynastischen Ehrgeiz der Hohenzollern (...)“, urteilt Bisky aus der Perspektive des frühen 19. Jahrhunderts mit den Stein-Hardenbergschen Reformen. Vielleicht seine besten Kapitel bietet Bisky für die darauffolgenden Jahrzehnte auf. Die Verschränkung von Technik- und Sozialgeschichte, die der aus kleinstem Beginn mächtig aufstrebenden Industrie und des mit ihr einhergehenden, grassierenden Elends und die Verbindung beider mit der politischen Geschichte des Ringens zwischen Feudalsystem und Bürgertum um Macht und Gestaltung, hat man wohl nie zuvor so engagiert und zugleich mit kühler Distanz gelesen wie hier. Da erweist sich, dass Bisky ein intimer Kenner der preußischen Architektur- und Ästhetikgeschichte ist, der schon seine Dissertation gewidmet war. Aber es ist eben gerade die Kehrseite der hochfliegenden Ideale eines Schinkel mit den Miets-Bruchbuden eines gewissen Baron Wülcknitz, die erst die eigentümliche Dynamik Berlins vor den gemeinhin erst auf die Kaiserzeit datierten Wachstumsschmerzen plastisch macht.

Weltstadt, Weltstadt! *Am Hermannplatz errichtete Karstadt 1927-29 ein Warenhaus nach Entwurf des Architekten Philipp Schaefer (Ansicht kurz vor Ende der Bauzeit). Derzeit ist geplant, das Kaufhaus in seinen historischen Formen wieder zu errichten.* Foto: akg-images

Für die besagten anderthalb Jahrhunderte ab der Reichsgründung kämpft Bisky mit der Flut der Spezialliteratur, die sich schier unüberblickbar angehäuft hat. Was über die Großstadt der Jahrhundertwende von 1900 zu sagen ist, haben schon Georg Simmel und Walter Rathenau in mächtigen Strichen gezeichnet und etwas später Walter Benjamin oder Franz Hessel feinziseliert. Es bleibt das Urteil, dass dies die beste Zeit Berlins war, gemessen an den Möglichkeiten einer greifbaren Zukunft, die 1914 zertreten wurde. Die Zukunft, die in den vermeintlich „Goldenen Zwanzigern“ aufglitzerte, war demgegenüber schemenhaft und oft nur der blanken Not geschuldet, man denke an die Hoffnungen des sozialen Wohnungsbaus und, übergreifend, der Gesundheit der ganzen Gesellschaft. Auch das schildert Bisky präzise, etwa auf den Seiten über Stadtbaurat Martin Wagner, dessen Verdienste um den Wohnungsneubau er würdigt, ohne sein Scheitern an der Kommunalpolitik zu verschweigen. Für die kulturelle Blüte Berlins in den 1920ern prägt Bisky das schöne Wort „Weltaugenblick“, und man versteht eine ganze Ära.

Dem Absturz Berlins in die braune Barbarei kann er demgegenüber wenig hinzufügen, was nicht schon in anderen Untersuchungen dargelegt worden wäre. Vielleicht war die Last der Literaturverarbeitung irgendwann doch zu groß, so imponierend der Fußnotenapparat auch ausfällt. Für das Inferno des letzten Kriegsjahres, von Goebbels' Sportpalastrede bis zur Erstürmung der Reichskanzlei, vertraut Bisky ein wenig überreich auf Augenzeugenberichte. Doch dann heißt es lapidar: „Ein Zurück in irgendeinen Vorkriegszustand war unmöglich.“

Auf die Sicht der Jahrzehnte seit 1945 durfte man bei einem Autor, der in der DDR aufgewachsen ist und es in deren Armee immerhin zum Leutnant gebracht hat, besonders gespannt sein. Der Leser wird nicht enttäuscht: Der kenntnisreichen, nie apologetischen Innensicht der Verhältnisse erst unter Ulbricht und dann unter Honecker folgt man mit Bewunderung. Die Schilderung der Konfusion und kalten Wut nach dem überraschenden Mauerbau des 13. August 1961 folgt dem herkömmlichen Muster. Doch so furchtbar dieser Einschnitt für die Bewohner beider Stadthälften auch war, er markierte weltpolitisch eben nicht den Gipfel der Berlin-Krise, sondern deren wohlkalkuliertes Einhegen nach Chruschtschows Berlin-Ultimaten von 1958/59. Wenn irgendwo, mangelt es hier am Adlerflug der politischen Analyse, um sich über die Berliner Befindlichkeiten zu erheben.

Der Bau der Mauer bedeutete das Ende der Berlin-Krise

Vollends im 90 Seiten langen Schlussteil über den Mauerfall und die Zeit bis heute hat Bisky mit den im Zweifelsfall anderen Erinnerungen und Verklärungen seines Publikums zu kämpfen. Dagegen hilft nur äußerste Disziplin, und gerade in diesem Teil seines Buches ist das Vermögen des Autors, Atmosphäre lebendig werden zu lassen und sie dennoch nicht für das Ganze auszugeben, besonders eindrucksvoll. Was Berlin damals so vollständig durchschüttelte, war wiederum welthistorisch doch nur ein, wenn auch besonders bizarres Teilstück im größeren Puzzle der zerstiebenden Blockteilung von Ost und West. Dass Bisky die jüngste Geschichte seit der Jahrtausendwende eher als Spickzettel von Einzelereignissen abhakt, ist wohl unvermeidlich – noch ist der Abstand zu kurz, das tausendfach verbreitete Bild der ach so coolen Metropole kritisch zu durchdringen.

Aber das sind, alles in allem, Petitessen angesichts des eindrucksvollen Panoramas, das Jens Bisky entfaltet. „Wer die Geschichte der Stadt Revue passieren lässt, muss die jetzt an der Spree Lebenden für Glückskinder halten“, schließt Bisky sein Buch. Er hätte es treffender noch mit dem Titel des 1946 im Hebbeltheater gezeigten, damals vielgespielten Stücks von Thornton Wilder sagen können: „Wir sind noch einmal davongekommen“.

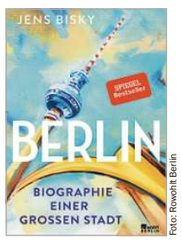

Foto: Rowohlt Berlin

— Jens Bisky: ***Berlin. Biographie einer großen Stadt.*** *Rowohlt Berlin 2019. 976 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 38 Euro.*

Durch Alkohol hervorgerufene Heiterkeit

Roswitha Schieb zu Berlins Literaturhistorie

Madame de Staël war auf der Durchreise. Zurück blieb ein Bonmot, festgehalten als Inschrift im Roten Rathaus: „Berlin kann sich als Brennpunkt der Aufklärung und des Lichtes betrachten“. Schatten gab es wohl freilich auch, vor mehr als 200 Jahren, denn die Französin, Verfasserin eines Reisebuchs, dass das Deutschlandbild ihrer Landsleute prägen sollte, wurde hier nicht warm, offenbar wegen der allzu oft erst durch Alkohol hervorgerufenen Heiterkeit und des Mangels an Grazie, wie sie befand.

Wer will, mag darin eine Kontinuität entdecken, die ohne Frage amüsiert. Zum Glück blieb es nicht die einzige, ebenso wenig wie die immer wieder beschworene Ruppigkeit der Eingeborenen, denn da ist noch ein jahrhundertealter Trend: Die Stadt zog nach zähem Beginn immer wieder schriftstellerische Talente an, wie den Schlesier Gerhart Hauptmann, den Augsburger Bertolt Brecht oder die New Yorkerin Andrea Scrima, um ein Beispiel aus der Gegenwart zu nennen. Ihnen allen verdankt Berlin den Aufstieg zu einer in Deutschland herausragenden Literaturwerkstatt, die weder die Nazis noch Kalter Krieg und Teilung kaputt kriegten.

Gerade das aber macht den Versuch, eine „Berliner Literaturgeschichte“ auf wenig mehr als 250 Seiten zu bringen,

ANZEIGE

Jetzt jedes Buch versandkostenfrei bestellen!
Bestellhotline: (030) 290 21-520
SHOP TAGESSPIEGEL
shop.tagesspiegel.de
Askanischer Platz 3, 10963 Berlin
Mo.–Fr. 9.00 bis 18.00 Uhr
Kundenparkplatz
Anbieter: Verlag Der Tagesspiegel GmbH, Askanischer Platz 3, 10963 Berlin

wie sie Roswitha Schieb nun vorlegt, zu einer extrem anspruchsvollen Aufgabe. Vor allem, wenn man tatsächlich sehr früh, im 17. Jahrhundert, mit Kirchendichtern wie Paul Gerhardt beginnt, und bei den Poetry Slammern des 21. Jahrhunderts nicht aufhört, auch noch den spätestens seit „Babylon Berlin“ populären Berlin-Krimis zumindest einen Seitenblick gönnt.

Roswitha Schiebs „Berliner Literaturgeschichte“ ist ein Rundgang durch Epochen, Genres und über deren Schauplätze. Natürlich muss das zuweilen zur Aufzählung gerinnen, tun sich Lücken auf, die mancher als schmerzhaft empfinden wird. Ist die Tatsache, dass eine der ältesten deutschen Zeitungen, Christoph Frischmanns „Avisen“ von 1617, aus denen die „Vossische Zeitung“ hervorging, nicht ebenso eine Erwähnung wert wie der Betrieb der Brüder Kalle von 1614, aus denen die Haude & Spenersche Verlagsbuchhandlung erwuchs? Was ist mit dem 11. Plenum des ZK der SED von 1965, dem nicht nur Filme zum Opfer fielen, auf dem Erich Honecker schon mal zeigte, wozu er als Zensor imstande war, und dass dessen vermeintliche Liberalisierung in der DDR zu Beginn der 70er nicht mehr war als ein Strohfeuer zur Illuminierung der Weltjugendfestspiele. Und kommen die 68er, kommt ein F.C. Delius nicht zu kurz?

Solche Kritik kann bei einem derartigen Buch nicht ausbleiben. Das im Übrigen auch keine literarische Topografie bietet wie etwa die akribische Straßen- und Hausnummernrecherche von Karl Voß in seinem „Reiseführer für Literaturfreunde“ oder der sogar mit Stadtplänen ausgestattete Nachfolger von Fred Oberhauser und Nicole Henneberg aus den 90er Jahren. Das auch nicht in die Tiefe gehen kann, wie Michael Bienerts Recherchen zu einzelnen Autoren wie E.T.A. Hoffmann, Döblin oder Brecht. Das aber trotzdem seine Verdienste hat.

Schiebs Buch ist eine in dieser Knappheit bemerkenswert umfangreiche Bestandsaufnahme, eine kenntnisreiche Einladung zur Entdeckung vergessener oder nicht bekannter Namen. Den Wunsch nach Vertiefung kann und muss sich dann jeder selbst erfüllen. ANDREAS AUSTILAT

Foto: Elsengold Verlag

— Roswitha Schieb: ***Berliner Literaturgeschichte. Epochen – Werke – Autoren – Schauplätze.*** *Elsengold Verlag, Berlin. 256 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 26 Euro*

Ein Turm im Strudel der Ereignisse

Zum 150. Jahrestag des Einzugs der Stadtverordneten ins Rote Rathaus erscheint eine Festschrift

Das alte, Ende des 17. Jahrhunderts errichtete Rathaus war schon lange zu klein gewesen. Schinkel hatte dem Gebäude bereits 1814 bescheinigt, es sei „unter den Rathäusern von Hauptstädten eines der unansehnlichsten und zugleich unbequemsten und unzweckmäßigsten überhaupt“. Doch erst 1859 fiel der Beschluss zur Errichtung eines neuen Rathauses, bis zu dessen Fertigstellung noch einmal zwölf Jahre ins Land gingen. Am 6. Januar 1870 tagte erstmals die Berliner Stadtverordnetenversammlung in dem neuen Gebäude.

Rechtzeitig zum 150. Jahrestag legte das Landesarchiv Berlin in Verbindung mit der Historischen Kommission eine umfassende Monografie zur Geschichte des Roten Rathauses vor. Die Baugeschichte spielt dabei naturgemäß eine wichtige Rolle. Der Band, mit etwa 170 Abbildungen opulent illustriert, bietet aber weit mehr. Die drei Autoren geben in den neun Kapiteln auch der politischen Geschichte viel Raum, der Entwicklung der kommunalen Selbstverwaltung, nicht selten in heftigen Auseinandersetzungen mit den preußischen Aufsichtsbehörden, auch der Sozialgeschichte, Industrialisierung und Wohnungsnot.

Ergänzt wird all dies durch instruktive Porträts der meisten der über 30 Bürgermeister, die im Lauf der Zeit die Geschicke der Stadt zu lenken versuchten. Umrahmt wird die ganze Darstellung von Michael Müller, der zu Beginn als Autor eines Grußwortes auftritt, dem aber, anders als Diepgen und Wowereit, zum Abschluss auch noch ein ausführliches Porträt gewidmet ist. Dort erfahren wir über den laut Umfragen unbeliebtesten Chef

Wahrzeichen Berlins. *Das Rote Rathaus um 1924.* Foto: Otto Hagemann/Landesarchiv Berlin

einer deutschen Landesregierung: „Mit seinem eher nüchternen Politikstil verschaffte er sich rasch Respekt sowohl in Politik und Verwaltung als auch bei großen Teilen der Berliner Bevölkerung.“

Nur kurze Zeit nach der Fertigstellung des Rathauses wurde das Deutsche Reich gegründet und Berlin wurde durch Kaiserproklamation Reichshauptstadt. Das brachte einen enormen Wirtschaftsaufschwung und einen erheblichen Bedeutungszuwachs mit sich. Berlin schied 1881 aus der Provinz Brandenburg aus und bildete fortan einen eigenen Stadtkreis, aber bei vielen zentralen kommunalpolitischen Fragen lag die Oberaufsicht weiterhin beim Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, was oftmals zu heftigen Kontroversen führte. Auch der Polizeipräsident, eine für das Geschehen in der Stadt zentrale Instanz, unterstand nicht dem Magistrat, sondern dem preußischen Innenminister.

1871 hatte Berlin 826 000 Einwohner, nur 25 Jahre später waren es mehr als zwei Millionen Menschen. Der Wohnungsbau hielt mit dieser Entwicklung in keiner Weise Schritt. Die Folge war ein kaum vorstellbares Elend für den ärmeren Teil der Bevölkerung. Familien mit acht bis zehn Kindern mussten sich oftmals ein einziges Zimmer teilen. Die Wohnungen waren feucht, dunkel, hatten keine eigene Toilette und in vielen Fällen war noch eine Schlafstelle an einen Schlafburschen untervermietet. Die Wohnungsnot war ohne Zweifel das drängendste sozialpolitische Problem, dennoch dauerte es Jahrzehnte, bis es überhaupt wahrgenommen wurde. Erst 1911 wurde ein städtisches Wohnungsamt gebildet, das versuchte, sich über den in der Stadt vorhandenen Bestand an Wohnungen einen Überblick zu verschaffen.

Eine grundlegende Besserung trat erst in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre unter dem sozialdemokratischen Baustadtrat Martin Wagner ein. In sechs Jahren wurden fünf Großsiedlungen errichtet und nicht weniger als 140 000 Sozialwohnungen gebaut. Für den Verkehr war mit Ernst Reuter ein weiterer Sozialdemokrat zuständig. Ihm gelang es, das unglaubliche Gewirr aus Verkehrsgesellschaften, konkurrierenden Fahrplänen und Tarifen zu vereinheitlichen und 1928 die Gründung der BVG durchzusetzen.

Der spektakuläre Höhepunkt der NS-Zeit waren zweifellos die Olympischen Sommerspiele 1936, denen ein Jahr später die 700-Jahr-Feier Berlins folgte. Ein Kuriosum am Rande: Hitler, der sich bekanntlich für einen genialen Architekten hielt, war der Rathausturm ein Dorn im Auge, da er die Blickachse vom Brandenburger Tor in Richtung Stadtschloss störte. 1939 ließ er einen fingierten Leserbrief im „Berliner Lokal-Anzeiger“ veröffentlichen, um die Stimmung in der Bevölkerung zur Frage eines möglichen Abrisses des Turms zu testen. Der bald beginnende Krieg verhinderte womöglich Schlimmeres.

Die letzten vier Kapitel sind der Zeit nach 1945 gewidmet. Die Autoren berichten über die frühe Nachkriegszeit, die Systemkonkurrenz in der bis 1961 noch nicht durch eine Mauer geteilten Stadt, die tristen Jahre der Teilung, die 750-Jahr-Feier Berlins in West und Ost, den 1988 nur noch mit Mühe gefeierten 40. Geburtstag der DDR, den Mauerfall und den Weg zu Wiedervereinigung der beiden Stadthälften. Ihr Buch ist ein schönes Geschenk zum 150. Geburtstag des markanten Baus im Zentrum der Stadt. ERNST PIPER

Foto: Jaron Verlag

— Thomas Flemming, Gernot Schaulinski, Bernd Ulrich: ***Das Rote Rathaus in Berlin – eine politische Geschichte.*** *Jaron Verlag, Berlin. 448 Seiten mit 167 teils farbigen Abbildungen, 38 Euro.*